

Schrittleitung: Missionsseminar St. Josef, Ellwangen, Württemberg. Verwaltung: Missionshaus Graz, Paulustorgasse 10, Österreich.

V. b. b.

**Inhalt:** Wer es fassen kann, der fasse es! 81. — Der ehrwürdige Diener Gottes Daniel Comboni 86. — Hinein in den Busch! 88. — Unheimliche Brut 89. — Der Sohn des Freimaurers 92. — Abbildungen: Lach mit! 82. — Rubaner-Dorf 84. — Unter-

richt der Tauffchüler 85. — Der Missionär als Arzt 87. — Maniotkourzeln 90. — Freunde 91. — Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ über Jerusalem 93. — Ein Jugendbildnis des Königs Alfons XIII. von Spanien 95.

## Gebetserhörungen und -empfehlungen.

Dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter, dem hl. Josef, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia vom Kinde Jesu und den Armen Seelen sei innigster Dank für Erhörung in einem großen Familienanliegen: P. Sch. Innigen Dank der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef, dem hl. Antonius und den Armen Seelen für erlangte Hilfe in einem Leiden: M. D. — Eine Abonnentin des „Stern der Neger“ bittet ums Gebet zur kleinen hl. Theresia, um die Gesundheit wieder zu erlangen. Im Falle der Erhörung wird Veröffentlichung versprochen: A. R. aus H. Um Einfluß ins Gebet um eine glückliche Sterbestunde und Bewahrung zweier Kinder vor Abwegen bittet Maria K. Der Musiker J. B., schon über fünf Jahre an Magen- und Darmgeschwüren leidend, bittet um Einfluß ins Gebet und ins heilige Messopfer, damit er wieder seinem Berufe nachgehen kann.

## Totentafel.

Wir empfehlen dem frommen Gebete die verstorbenen Abonnenten: Frau Zach Josefa, Lichtenegg; Hörtenhuber Anna, Wartberg a. Kr.; Jda v. Hörner, Steyr; Hagmann Emerentiana, Umendorf; Pausch Karl, Biringingberg. R. I. P.

## Fatima.

Die kurzen Aufsätze, die im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift über die Erscheinungen in Fatima veröffentlicht wurden, haben lebhaftes Interesse gefunden und den Wunsch nach einer umfassenderen Darstellung der ebenso lehrreichen wie trostvollen Vorgänge wachgerufen. Die von vielen unserer Leser ersehnte Schrift ist nun erschienen und kann durch jedes unserer Missionshäuser bezogen werden. Preis Mk. 1.50, S 2.70, 7 Lire nebst Porto. In den Stürmen, die uns

umbrausen, in dem dunklen Wogenwirbel, der Recht und Sitte zu verschlingen droht, sollen wir um so inniger und kindlicher auf die himmlische Mutter vertrauen, die durch ihr Erscheinen in Fatima aufs neue gezeigt hat, wie sehr sie ihre Kinder liebt und um ihr Heil besorgt ist. Das reichbedruckte Büchlein wird namentlich im Maimonat allen Marienverehrerinnen Freude und Nutzen bringen. Zwecks Bestellung genügt einfache Postkarte.

## Einzahlungen für den „Stern der Neger“

durch Vermittlung folgender Geldinstitute:

**Postcheckkonti:** Wien 86.211; München 26.266 (Missionsseminar St. Josef in Ellwangen-Jagst, Württemberg); Triest 11/3908.

**Banckonten:** Graz, Bauernvereinskasse; Böhmisches Industrialbank, Filiale Aussig a. d. E. (C. S. R.)

## Der Lourdespilger-Sonderzug

der 32. Österreichischen Sodalens- und Volkswallfahrt geht am 5. August 1931 von Wien, Linz, Salzburg und Innsbruck ab. Aufenthaltstationen: Einsiedeln, Luzern, Basel, Paray-le-Monial, Nevers, Paris, Vifteux, Biarritz, Lourdes, Toulouse, Marseille, Nizza, Monaco, Mailand, Padua, Venedig, Villach und Salzburg.

Prospecte über das 17tägige, bequem eingeteilte Reiseprogramm sind erhältlich durch das Marianische Lourdeskomitee per Adresse Rudolf Zeilberger, Steyr, Ob.-Dist., Enge 7.

Sehr frühzeitige Anmeldung ist empfehlenswert, da die Plätze dieses Sonderzuges zumeist schon einige Monate vor Abfahrt vergriffen sind.



# Blätter der Neger

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:  
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengó, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Paps Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 6.

Juni 1931.

XXXIV. Jahrgang.

### „Wer es fassen kann, der fasse es!“

(1. Fortsetzung.)

„Mit der Kraft von oben ist alles möglich“, ging es sanft durch den höheren Teil der Seele Gertruds, der Gott gehörte auf ganz besondere Weise. Sie wußte das seit langem. Aber in den letzten Monaten war ein neues Moment in dieses Zugehören gekommen. Als an einem ersten Monatsfreitag Pater Ehrenfried die große Missionsversammlung im „Weißen Saale“ des Vereinshauses abgehalten hatte, da — schon bei dem Motto seines packenden Vortrages: „Kommet auch ihr in meinen Weinberg!“ da hatte dieses Moment sich zuerst in ihr bisheriges stillfriedliches Verhältnis zu ihrem Gott hineingedrängt. Ihr war, als gälte der Werberuf dieses Gottespioniers nur ihr.

„Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter nur wenige.“ Ihr war gewesen, als hätte die Katlosigkeit des Herrn des Weinberges im Rufe des Missionärs geklagt. Seit jener Stunde leben zwei Welten in ihrem Innern, die sich gegeneinander behaupten. Und diese Welten wurden nach und nach zu einem Kampffeld. Oft war ihr, als sei sie selbst nur mehr völlig untätige Zuschauerin. Ein anderer, Geheimnisvoller, war der Herr, der da gebot, für sie handelte.

Dann gab es wieder Stunden, wie in der Segenmesse des heutigen Herz-Jesu-Freitags, da war er nicht der Herr, da war

er ein Bittender, Verbender, einer, der nicht im Gebieten der Macht, sondern im Werben und Drängen der Liebe um den Besitz der Seele ringt.

Gertrud Heilen war seit jener Zeit nicht mehr selbst die Lenkerin ihres Lebensschiffes. Ein anderer saß am Ruder und lenkte fremden Meeren zu. Sie wußte selbst nicht, ob sie deshalb traurig war. In einem Gefühl, süß und traurig zugleich, ließ sie ihm die Führung.

Erst seit dem heutigen Morgen wußte sie ganz sicher, wohin der Kurs ging, — und daß es kein Umkehren mehr gab.

Da war der Herr über ihr gewesen, wie einstmal über Abraham, als er zu ihm sprach: „Gehe heraus aus deinem Vaterlande, aus deinem Hause und deiner Verwandtschaft und gehe in das Land, das ich dir zeigen werde!“

Sie war zuerst erschrocken über die Dringlichkeit des geheimnisvollen Rufes, hatte den, der sie mit Leib und Seele, mit ihrem Wirken und Arbeiten ausschließlich für seinen Weinberg begehrte, bekommen angefleht, ihr nicht das Opfer eines so späten Berufes aufzulegen, sie nicht den Eltern zu nehmen, sie ihren Kindern zu lassen und der Heimat, die sie lieb hatte.

Aber bald war sie still geworden. Ein Licht war in ihrer Seele aufgeglommen.

hatte hinübergeleuchtet tief in die Seelen-  
nacht der Unerlöbten in fernen dunklen  
Welten. Und jenes große Geheimnis, das  
einen Gott einst aus seiner Glorie ins  
Dunkel der Erde zog und ihn zum heimat-  
losen Pilger machte: der unendliche Wert der  
Menschenseele, — in dieser Stunde der Ver-  
einigung zog der Heiland der Welt selbst  
den Schleier von diesem Geheimnis. In  
seiner Hand fühlte sie ihr kleines Dasein,  
ihre arme Kraft; fühlte sie in seiner Stärke

„Mir ist ganz wohl, Mutter, wirklich.  
Heute habe ich ja einen ziemlichen Marsch  
gemacht. Das Herumschwärmen mit den  
Kindern macht müde. Ein guter Schlaf und  
alles ist wieder im Lot. Mutter, — ich habe  
sonst was . . .“

Sie stockte.

„Doch nichts wie Theresje Lahner“,  
lächelte Frau Heilen.

„Nei—ein, Mutter, kein' Not. Solche  
Myrten blühen nicht für mich. Aber einen



Lach mit!

groß werden zum Mitwirken an einem  
Werke, das in die Ewigkeit hineinragt.

Die Erkenntnisse dieser Gnadenstunde  
senkten in ihre zagende Seele Apostelmut.  
Aus dem hin und her wogenden Kampfe er-  
blühte groß und heilig das Glück der Aus-  
erwählung.

„Sende mich, Herr!“ Das war ihre Ant-  
wort an den Herrn des Weinberges.

Am Abend dieses Tages suchte Gertrud  
ein Alleinsein mit ihrer Mutter. Sie konnte  
nicht gleich sprechen. Wie würde sie es  
tragen?

„Was hast du nur?“ begann Frau Heilen.  
„Du siehst blaß aus. Solltest doch mal ein  
wenig mehr für dich tun. Immer erst die  
andern. Das kann man auch übertreiben.“

„Brautkranz möchte ich doch einmal tragen.“

„Meiner liegt noch schön verwahrt oben  
in der Lade. Wenn es dir Spaß macht,  
kannst du dich mal damit fein machen“,  
scherzte Frau Heilen launig.

„Lieber möchte ich doch einen eigenen  
haben.“

Sie wurde ernst. „Sag einmal, Mutter,  
wenn heute ein ganz vornehmer, reicher,  
guter Mann, etwa ein Graf oder ein Prinz,  
käme und um deine Tochter würbe, was  
tätest du?“

„Kind, ich weiß nicht, was du sprichst.  
Ein Prinz? Du bist doch nicht mehr zwanzig.  
Und — das ist ja Unsinn.“

„Wenn es aber nun doch wäre? Sagtest  
du ja? Ich möchte es so gerne wissen.“

„Wie sollte ich anders! Aber ich glaube, du hältst mich zum Narren. Das solltest du nicht tun.“

„Also, Mutter, du würdest ja jagen! Nun, ein König begehrt dein Kind! So sag' nicht nein!“

„Gertrud! Was soll das — heißen?“

Frau Heilen wurde bleich in einer jähen Ahnung. Gertrud war in letzter Zeit so still gewesen, so ganz anders als sonst, auch viel liebevoller und selbstloser noch. So abwesend war sie oft, als suchten ihre Augen irgend etwas in einer unbestimmten Ferne. Auch die Kolleginnen sagten es.

Gertrud hatte beide Hände ihrer Mutter in die ihren genommen und sah sie bittend an.

„Mutter, willst du ja sagen? Seine Hoheit verlangt es und seine Liebe bittet dich darum.“

Frau Heilen sah ratlos im Zimmer umher. Ob schon es ihr immer klarer wurde, welcher König gemeint sei, konnte sie die ganze Tragweite dieses Gedankens noch nicht fassen. Sie war eine fromme, opfermutige Frau; was der liebe Gott ihr auch auferlegt, was er von ihr verlangt hatte, sie hatte noch nie ein Nein gesagt. Aber auf dieses — war sie nicht gefaßt.

Gertrud sah, daß es in ihrem Gesicht suchte, sie hörte ein paar schwere Atemzüge, fühlte, wie die Mutter ihre Hände aus den ihrigen zog und sie hilflos anblickte. Und dann sah sie Tränen — schmerzliche Muttertränen. Aber keine Klage, keinen Vorwurf, keine Bitte um Bleiben. Nur ganz still meinte die Mutter. Und die Rechte lag müde im Schoß.

Gertrud fühlte ein Weh, das sie fast ersticke. Vorwürfen, Sträuben, Klagen wäre sie nützig begegnet. Aber dieses stumme Leid zerriß sie.

Sie nahm wieder die Hand, die im Schoß lag und presste sie: „Mutter! Sag mir doch ein Wort!“

„Ach Kind! Ich glaube, du mußt mich erst ein wenig allein lassen. Ich — ich kann mich noch nicht zurechtfinden. Dies ist das Schwerste.“

„Das meinst du in dieser Stunde, Mutter. Ist es denn nicht auch schön, daß der liebe Gott dein Kind ganz für sich will?“

„Das hatte er doch längst.“

„Aber nicht so, nicht so ausschließlich, wie er es etwa dem reichen Jüngling empfahl. Mutter, soll auch mir der Heiland traurig nachsehen? Das wollen wir doch nicht, du ganz sicher nicht. Ich bin doch dein Kind, und aus deiner opferfrohen Natur ist meine Erwählung geboren.“

„Wenn du nicht Lehrerin wärest, dann könnte ich es verstehen. Wofür war nun die teure Ausbildung?“

„Gerade geschulte Kräfte fehlen in den Missionen. Das hörten wir ja vom Vater Ehrenfried.“

Die Mutter fuhr mit einem Ruck herum und sah sie fast entsetzt an.

„Missionen —?! In die Missionen willst du? Kind!“

„Warum denn nicht, Mutter? ‚Die Ernte ist so groß und so wenig Arbeiter.‘ Da kommt mir mein Beruf am besten zustatten. Für den lieben Gott und seine Zwecke ist ja nichts zu schade.“

Frau Heilen saß eine Weile schweigend. Ihr Herz war in wirrem Aufruhr. Dieses ihr erstgeborene Kind hatte sie immer am meisten geliebt. Sie und der Vater und Gertrud zusammen, das würde einmal ein friedvoller Lebensfeierabend werden. Wenn all die andern einmal ausgeflogen sein würden ins eigene Nest, da würde ihnen immer ihre Gertrud bleiben. Und da war sie nun die Erste, die sich losriß und fortziehen wollte in ein Geschick voll Unsicherheit.

„Wird dir das denn gar nicht schwer?“ fragte sie müde.

„Was ist noch schwer in dem, der uns stärkt! Paulus und die andern ersten Missionäre haben auch nicht danach gefragt. Sie haben die Hand an den Pflug gelegt und haben sich der Führung und Hilfe dessen überlassen, der ihnen das Werk in die Hände gab. Soll ich das nicht auch tun?“

Gertrud sah, wie die Mutter sich wand unter dem Opfer, weil sie nur den Verzicht, während sie selbst aber auch das hohe Glück empfand.

„Kind, ich kann dir jetzt nichts sagen, als daß ich mich unter Gottes Willen beuge, wenn er es ist, der dieses Opfer verlangt. Laß mich jetzt allein. Ich muß erst mit dem Herrgott beraten. Und — hast du auch an den Vater gedacht?“

„Er wird mich verstehen.“

„Wer fühlt auch so wie eine Mutter?“ — Über dem Chor der Kirche lag schon die Dämmerung. Geheimnisvoll huschte der Schein der ewigen Lampe über die anbetenden Tabernakelengel. Nur von ferne drang der wirre Lärm der Straßen in den Frieden des Altars.

Gertrud suchte ihr verschwiegenes Plätzchen, das ihr den Ausblick zum Tabernakel gab, ohne daß sie selbst von Besuchern gesehen wurde. Wie sie still da kniete und mit

vor jenen Riesenaufgaben! Riesengroß die Opfer — klein der Gewinn! Wenn Gott deine Kraft brauchte, warum rief er nicht früher, in erster stürmender Jugend, wo der Verzicht leichter gewesen wäre?“

Die junge Lehrerin fühlte, dies war das letzte Ringen. Trotzdem ihr Herz und Seele zitterten im heißen Hin und Her, blieb sie still vor ihrem Gott. Sie wußte ja, wer es war, der seinen Ruf in ihrem Innern überschreien wollte. Da er sie gegen seine An-



Nubaner-Dorf.

dem Heiland Zwiesprache hielt, stieg in ihrem Herzen wieder das Leid um die Mutter auf. Ihr Gesicht sank in die Hände, und durch die Finger fühlte sie die Tränen sickern. Und der Versucher raunte: „Stolz, Sucht nach Besonderem, Abenteuerlust ist's, was dich in die Fremde treibt! — Wer gibt dir das Recht, die Deinen, deine Mutter zu quälen? — Erfüllst du nicht auch hier eine große Aufgabe? — Die Kinder lieben dich und folgen dir! Eine andere wird an deine Stelle kommen und ihnen nicht geben, was du ihnen gabst! — Ihre Seelen werden verkümmern, durch deine Schuld! Wie ein Tropfen im Meer ist deine armselige Kraft

griffe gewappnet sah, schwieg er. Und im sanften Wehen der Gnade hörte sie wieder die andere Stimme, die schon so lange ihr Herz umworben hatte:

„Auch ich verließ meine Heimat im Himmel wie auf Erden, den Seelen zulieb. Auch ich nahm Abschied von einer Mutter und sie von mir, als mein großes Werk mich rief. Was waren mir noch Mutter und Freunde, als es Menschenseelen galt? — Und jene, die ich mitten aus ihrem Tagewerke zu meiner Nachfolge rief, sie schauten nicht um nach den Thren. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“

Lange flossen Gertruds Tränen. Aber es

waren Tränen, wie sie in ihrem Glücke die Braut weint, wenn sie die Hände zu immerwährender Hingabe dem Erwählten reicht.

Mit stillen Augen ging sie durch den Lärm der Straßen heimzu.

Als sie ins Wohnzimmer trat, setzten die Thürigen sich gerade zum Abendessen nieder. Gertrud sah hinüber zum Vater, der sie unverwandt ansah. Da wußte sie, daß er es wußte. Die Mutter! Sie hatte ihr doch das Schwere ersparen wollen. Der Vater winkte

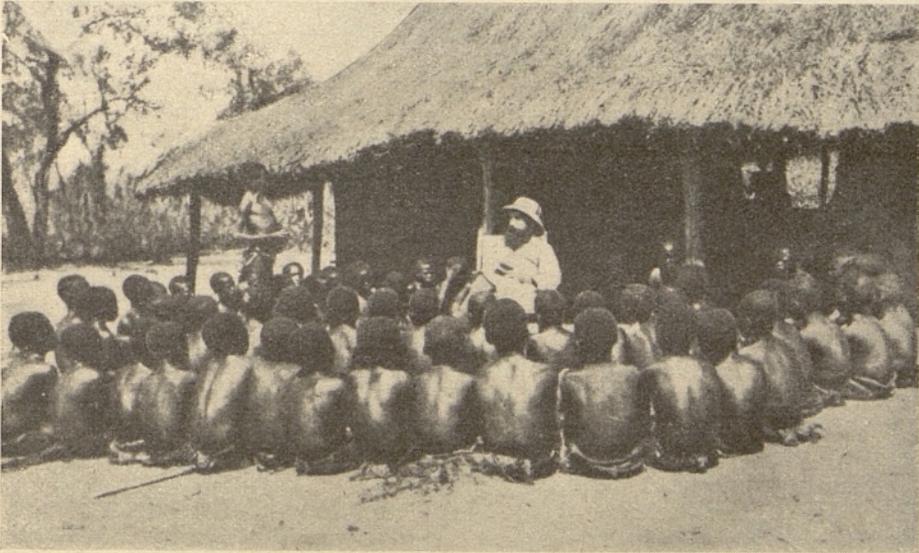
„Bist du sehr müde?“

„O, es geht schon wieder. Hast du eine Arbeit für mich?“

„Wenn du noch ein halbes Stündchen Zeit hättest!“

„Gerne. Ich komme gleich!“

Die anderen sahen sich an. Sie merkten, daß irgend etwas in der Luft war. Aber was? Gertrud sah so feierlich aus, und geweint mochte sie auch haben. Mutter standen noch die Tränen in den Augen. Und



Unterricht der Tauffchüler.

ihr mit den Augen, daß sie sich neben ihn setzen möge. Unruhig rückte er auf seinem Stuhl, als der Danksegen gesprochen war. Immer wieder sah er sie von der Seite an.

„Warst du mit den Kindern heraus?“ fragte er schließlich. Wie merkwürdig rauh und doch gütig seine Stimme war! Er hustete und strich sich mit dem Taschentuch über das Gesicht.

„Wir waren in den Buchen, Vater. Die Kinder haben sich gefreut. Ich hatte beinahe drauf vergessen!“

der Vater war schon gar nicht zu ergründen.

„Weißt du nichts?“ raunte Heinz, der Tertianer, der achtzehnjährigen Beate zu.

„Keinen Hauch. Ob's in der Schule was gegeben hat? Pst!“

„Ach was! Als ob's bei Gertrud jemals was geben könnte! Dies muß was Extras sein!“

Nach dem Essen ging Gertrud zum Vater.

(Fortsetzung folgt.)

## Der ehrwürdige Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

### 4. In der Station Heiligkreuz.

Die Mission Heiligkreuz lag am Rande eines ausgedehnten Waldes voll wilder Tiere, die zur Nachtzeit häufig den Platz passierten, um im nahen Nilstrom ihren Durst zu löschen. „Drei Tage nach unserer Ankunft“, schreibt Comboni, „zerriß ein Löwe vor dem Zelte einen Esel. Zwei Tage später zogen zweihundert Elefanten an unseren Hütten vorüber.“ Beim Betreten des Waldes gewahrte man zahlreiche Spuren von Büffeln und verschiedenen wilden Tieren.

Die erste Arbeit der neuangekommenen Glaubensboten bestand in der Errichtung von Wohnhütten, wobei sie Gelegenheit hatten, mit den Eingeborenen in Verkehr zu kommen und die Anfangsgründe der Neger Sprache jener Gegend sich anzueignen. Mit Hilfe einiger Sklaven, die in der Mission Zuflucht gesucht hatten, gelang es ihnen allmählich, ein Wörterbuch und eine kleine Grammatik der Dinkasprache zu verfassen.

Die Auswirkungen des ungesunden Klimas machten sich indessen bald bemerkbar. Einer der Missionäre namens Franz Liboni erkrankte tödlich und verschied am 26. März 1858. Seine durch harte Bußwerke geschwächte Gesundheit konnte unmöglich die Strapazen des Missionslebens lange ertragen. Während der sechsundzwanzigtägigen Reise durch die Wüste fastete er nicht bloß bis Sonnenuntergang, sondern trank auch trotz des verzehrenden Durstes den ganzen Tag über keinen Tropfen Wasser, eine wahrhaft heldenmütige Bußübung. Zur Vorbereitung auf das heilige Weihnachtsfest enthielt er sich vom 23. Dezember mittags bis zum Vormittag des Christtages gänzlich von Speise und Trank. Mehrere Stunden des Tages wie der Nacht widmete er dem mündlichen und betrachtenden Gebete. In Heiligkreuz schloß er stets nur sitzend, das Haupt auf eine Kiste gelehnt. In einem Briefe vom 10. Jänner 1858 an Don Mazza offenbarte Liboni den echt apostolischen Geist, der ihn befehlte. Es heißt darin u. a.: . . . „Keine Abficht, Gebet und Abtötung, Sparsamkeit, Gottvertrauen, Beharrlichkeit, werktätige Liebe und

Seiterkeit in allen diesen Dingen sind die vorzüglichsten Mittel, um die Befehrung Afrikas zu erreichen. Vor allem aber jene Liebe, die langsam ist zum Zorne, die Güte atmet, die keinen Neid kennt, die nicht verkehrt handelt und sich nicht aufbläht. . . .“

Wenige Tage nach dem Tode dieses edlen Mannes und heiligmäßigen Priesters begann die tropische Regenzeit mit ihren furchtbaren Gewittern und wolkenbruchartigen Regengüssen. Der Fluß trat über die Ufer und überschwemmte weithin das flache Land. Allerorts entstanden Seen, Teiche und Tümpel. Die Vogel- wie die Tierwelt der Ebene flüchtete in gleicher Weise vor den herandrängenden Wogen und strebte den niederen Hügeln zu, auf denen die Hüttenhöfchen der Eingeborenen standen. Herden von Elefanten, Giraffen, Büffeln, Antilopen und Gazellen näherten sich den Umzäunungen der Gehöfte. Ungezählte Stechmückenschwärme stiegen aus den Sümpfen empor, so daß man sich ihrer krankheitserregenden Stiche nicht mehr erwehren konnte. Scharen von weißen Ameisen drangen in die Wohnstätten ein und zernagten Kleider und Wäsche. In allen Spalten und Rissen lauerten die gefährlichen Skorpione. Schlangen zeigten sich häufig. Alle Gebrauchsgegenstände wurden vom Schimmel überzogen; ein fast unerträglicher Fäulnisgeruch erfüllte die Luft. Die vier Missionäre waren bald mehr, bald minder vom Wechselfieber befallen. Am meisten litt Comboni unter dieser Ungunst der klimatischen Verhältnisse.

Zu den körperlichen Leiden gesellten sich bald auch seelische. Die Glaubensboten konnten sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die unmittelbare Nähe der arabischen Händler eine fruchtbare Entfaltung des Missionswerkes unmöglich mache. Raub von Viehherden, Jagd auf Eingeborene, Brandlegungen und Mordmorde waren an der Tagesordnung. Dazu kam die sittliche Verfeuchung, die von den Warenplätzen ausging. Der tiefe Kulturstand der Schwarzen, ihre eingewurzelten Laster, vorab Velehe und Blutrache, das Unwesen der Zauberei setzten der missionarischen Wirksamkeit einen starken Damm entgegen. Am 13. November

brachte ein Dampfschiff die ersten Nachrichten aus Khartum und der teuren Heimat. Fast alle Meldungen waren dazu angetan, den Erfolg der Missionsarbeit in Frage zu stellen. Der Missionsvorstand, Provikar Dr. Knobler, hatte, auf einer Komreise begriffen, zu Neapel seine Seele ausgehaucht; der Obere von Khartum, Gostner, war gleichfalls dem Fieber erlegen; andere Mitglieder der Mission lagen krank danieder. Ein

dort neue Weisungen aus Europa zu erwarten. Comboni war während der ganzen Reise heftigen Fieberschauern unterworfen. Seine Umgebung und er selbst glaubten, daß der Tod bald herannahen werde.

Nach der Ankunft in Khartum am 4. April 1859 berichtete Melotto in einem Briefe nach Verona, daß er selbst sich besser Gesundheit erfreue, Comboni aber der Auflösung entgegengehe. Merkwürdig! Einen



Der Missionär als Arzt.

Trauerbrief an Comboni enthielt die schmerzvolle Mitteilung von dem Hinscheiden seiner geliebten Mutter.

In Anbetracht der Schwierigkeiten, in denen sich die Mission Heiligkreuz befand, und der durch den Tod des Missionsoberhauptes geschaffenen Lage sowie der Erkrankung fast sämtlicher Missionäre mußte man sich entschließen, Heiligkreuz zu verlassen und nach Khartum zurückzukehren, um

Monat später, am 28. Mai, war Melotto tot. Ein viertägiger Fiebersturm hatte ihn hinweggerafft. Comboni jedoch, von dessen baldigem Tode jeder überzeugt war, lebte noch mehr als zwanzig Jahre, wohl nicht zuletzt dank dem Umstande, daß ihn seine Mitbrüder baten, nach Europa zurückzukehren und in seiner schönen Heimat am Gardasee Erholung zu suchen.



## Hinein in den Busch!

Von P. Dr. Matthias Raffener, F. S. C.

(Fortsetzung.)

Wie jedermann, so braucht auch der Eingeborene hier in Transvaal mitunter etwas Geld: sei es, um das für die Heirat nötige Rindvieh sich zu verschaffen — bitte mich nicht mißzuverstehen —, sei es, um der hohen Regierung die jährliche Kopfsteuer zu bezahlen dafür, daß er auf seinem eigenen ihm gestohlenen Grund die heiße Luft einatmen darf. Bekanntlich aber kennt die Regierung im Steuereintreiben keinen Spaß und dringt auf Pünktlichkeit, wenngleich sie im Gehälterauszahlen es oft weniger genau nimmt und alles eher ist als Wächterin der Ordnung. Geld ist aber bei vielen Schwarzen selten eines zu finden; zahlt er aber die Steuer nicht, so kommt die Polizei und führt ihn ins Loch ab und zur Zwangsarbeit. Und das ist doch auch wieder ein fatales Geschick, nicht sosehr das Loch als vielmehr die Zwangsarbeit, wofür er nichts bekommt. Da hilft nun erwähnte Sammelstelle zuvor kommend und liebevoll aus der Klemme. Sie streckt dem gesunden, kräftigen Eingeborenen bis zu 40 Mark vor, unter der Bedingung, daß er Name, Stamm und Häuptling angibt und sich verpflichtet, nach drei Monaten sich zur Grubenarbeit zu stellen. Kommt er nicht, so holt ihn wiederum die schwarze Polizei, welche infolge guter Bezahlung und eventueller Prämien den Eingeborenen viel gefährlicher ist, als es die weiße sein könnte.

Wohl wird den Leuten weisgemacht, und es steht auch gedruckt auf den Reklamen, für wen weiß ich nicht, da unter hundert nicht einer lesen kann, daß sie schon nach drei Monaten wieder heimkehren können. Das gelingt aber nur äußerst selten. Gar viele kehren nach langer Zeit körperlich ruiniert in die Heimat zurück, und die meisten sind auch sittlich zugrunde gerichtet. Doch gibt es unter den Männern noch viele selbstbewußte Gestalten, die für solchen Sklavendienst sich nicht hergeben und fein im Busch zu Hause bleiben. Deswegen hat die Regierung in Pretoria im Jahre 1928 mit der Portugiesischen Kolonialverwaltung in Lorenzo Marques einen Handel abgeschlossen, wonach die Agenten auch in Portugiesisch-

Ostafrika zur Ergänzung und Auffüllung der Arbeiterbestände in den Gruben Transvaals Kräfte, d. h. Sklaven sammeln dürfen bis zu einer Zahl von zirka 200.000 Mann jährlich.

Diese Agenten zahlen der Portugiesischen Kolonialregierung je eine jährliche Einkommensteuer oder vielmehr für den Gewerbeschein 1000 Mark. Überdies muß jeder schwarze Arbeiter beim Verlassen der portugiesischen Grenze eine Ausreisegebühr und beim Wiederbetreten der Grenze eine Eintrittsteuer zahlen, obgleich der arme Teufel nur ins eigene Heim zurückkehrt. Wenn das kein behördlicher Kuh- oder Sklavenhandel ist, weiß ich auch nicht mehr. Doch, Kinder, seid stille; denn im 20. Jahrhundert kann's doch keinen Sklavenhandel mehr geben!

Daß die schwarzen Arbeiter schlecht bezahlt werden, kann man nicht behaupten. Die Grubenarbeiter verdienen 60 bis 100 Mark monatlich nebst freier Verpflegung, welche reichlich und gut bemessen ist. Auch die anderen Arbeiter, soweit sie eben nicht Pflichtarbeit verrichten müssen, die Farmarbeiter miteingerechnet und die Dienstmädels in den Städten nicht ausgeschlossen, bekommen ein Gehalt, mit dem sie ganz gut auskommen können. Von einem Durchschnittsgehalt der Nichtgrubenarbeiter von 120 bis 160 Mark ist keine Rede, wenigstens in Transvaal nicht. Das gilt von einem Hütbuben, und dieser verdient das nicht einmal. Freilich steht der Lohn der schwarzen Arbeiter weit hinter dem der weißen zurück . . .

Die massenhaften Turteltauben hatten auf den Eukalyptusbäumen rings um unsere Wohnung bereits ihr tägliches Morgenkonzert begonnen, als sich das Auto in Bewegung setzte. So ein südafrikanisches Auto ist nicht so elegant wie ein europäischer Wagen, aber den Land- und Wegverhältnissen angepaßt. Auch da gilt: Schau auf den Zweck, sonst kommst nicht vom Fleck! Einem Missionsbischof hierzulande spendeten die Gläubigen den Betrag zur Anschaffung eines Autos, um dem hochwürdigsten Herrn die vielen beschwerlichen Missions-

reisen zu erleichtern. Er nahm die Summe dankbarst an und ließ sich den Wagen aus seiner deutschen Heimat senden, wohl auch, um die heimatische Industrie im Auslande zu ehren. Und wie er's sah, schwelgte stolze Freude seine Brust; und wie er's benützen wollte, schrumpfte sich das Herz zusammen. Das noble Geheckl paßte nicht für hier. Es mußte erst in Durban umgebaut werden, mit welchen Auslagen er sich fast ein hiesiges neues Auto hätte kaufen können.

Nach gut zwei Meilen nordwestlicher Fahrt kamen wir am Dorfe des Häuptlings Mapote vorbei. Alles liegt noch im tiefsten Schläse. Der Neger ist kein Frühaufersteher; zu dieser Zeit schon gar nicht, wo man fast allabendlich bei Trintgelagen schwere Arbeit leistet.

Es ist nicht groß dies Dorf, aber maleisch hingebettet zu Füßen einer 100 Meter hohen, fast senkrechten Felswand, dem Ausläufer eines mächtigen Bergstockes aus massigem Granit; ein herrliches, bezauberndes Bild in der Beleuchtung der ersten Morgensonne.

Oben auf den Felskanten sitzen oft Dutzende von Pavianen (Affenart), auch Hundsköpfe genannt, haushundgroße, gefräßige, zornige, listige, unverschämte Kerle. Stark und tapfer in ihrem Revier, aber auch feig auf verbotenen Pfaden. Ein kleiner Neger-

knirps genügt, sie aus den reisenden Mais- und Durrafeldern zu vertreiben, denen sie so gerne ihren räuberischen Besuch abstatten. Was diese häßlichen Bestien auf den hohen Felskanten droben wohl phantasieren, wenn sie tief unter sich das Treiben der Menschen begucken und belauschen? Schade, daß sie nichts wissen von der Abstammung der Menschen vom Affen, sonst müßten sie sich wohl den Buckel vollachen und voll Verachtung auf diese herunterspucken! Warum aber der entwickelte, nach der Lehre der Darwinisten der vollendete Affe, der Mensch, gerade den Schwanz, dieses zierliche und überaus nützliche Schmuckstück und Werkzeug verloren hat, und dafür längere Ohrmuschel erhielt, das bleibt mir in der seltsamen Lehre immer ein Rätsel. Wie leicht hätten geschwänzte Darwinisten ihre Affenmücken und Grillen vertreiben können!

Mapote ist noch ein stockheidnisches Dorf, das weitem nicht in bestem Rufe steht. Unter dem verstorbenen Häuptling hatte die protestantische Berliner Mission mit der Erlaubnis der Regierung, sich daselbst niedergelassen und Schule, Kirche und Wohnhaus gebaut, mußte es aber erleben, daß niemand zum Unterricht kam. Heute legen nur mehr die Ruinen Zeugnis von einem mißlungenen Bekehrungsversuch ab.

(Fortsetzung folgt.)

## Unheimliche Brut.

Von Dr. August Cagol.

(Schluß.)

Die Anstalt in Port Elisabeth hat schon manchem Menschen das Leben gerettet und viele vor lebenslänglichem Siechtum bewahrt, wie vor Verlust des Augenlichtes, Schwerhörigkeit, Nieren- und Leberleiden, teilweiser Lähmung und anderen schlimmen Folgen des Schlangengiftes. Von Port Elisabeth aus wird das Heilmittel an Ärzte, Apotheker und abseits wohnende Farmer versendet. Vorsichtig wird den Schlangen das Gift abgenommen. Die zu „melkende“ Schlange wird mittels eines Halsstockes aufgehoben und auf einen festen Grund gelegt, wo ihr Kopf durch einen andern Stock niedergehalten wird. Dann wird ihr eine Schlinge um den Kopf gezogen und am Nacken festgemacht, so daß sie den Kopf nicht frei bewegen kann. Hierauf wird sie veranlaßt, in eine besondere Art Stoff zu beißen, der straff über ein Weinglas gespannt ist. Mit Daumen

und Zeigefinger wird auf die Giftdrüsen gedrückt, worauf das Gift als bernsteingelbe Flüssigkeit in das Glas abrinnt. Jede zweite Woche liefert eine große Schlange 20 bis 40 Tropfen Gift. Die verschiedenen Gifarten werden gesammelt, gemessen und in richtigem Verhältnis gemischt.

Zur Herstellung des Serums wird ein Pferd oder Maultier künstlich „gebissen“, d. h. es wird ihm eine Einspritzung des Giftgemisches verabreicht, die unzureichend ist, es zu töten. Wenn das Tier sich erholt hat, wird ihm eine größere Giftmenge einverleibt, die man nach und nach steigert. Das wird eineinhalb bis zwei Jahre fortgesetzt. Alsdann verträgt das Versuchstier eine solche Menge Gift, daß das Gift instande wäre, hundert nicht unempfindliche Tiere zu töten. Mehrere Tage nach der letzten Einspritzung wird das Pferd zur Ader gelassen.

Eine Ader im Nacken des Tieres wird geöffnet, ein silbernes Röhrchen eingeführt und so viel Blut in ein Gefäß abgelassen, als das Tier ohne Schaden vertragen kann. Die Wunde wird vernäht, das Pferd gut gefüttert und ihm nach entsprechender Zeit weiteres Blut abgezapft.

wußtlos; dennoch wurde eine Serumeinspritzung gegeben. Eine Stunde später kam der Leidende zum Bewußtsein und war am nächsten Tage wieder hergestellt, bis auf ein gewisses Katzenjammergefühl, eine dicke Zunge und eine gewisse Steifheit in den Beinen.



Maniokwurzeln.

Nachdem die Blutkörperchen sich abgesetzt haben, wird der Blutsaft abgezogen, gefiltert und gereinigt und bildet als strohfarbene Flüssigkeit das Gegenmittel gegen Schlangengift. Sie wird auf Flaschchen gefüllt und bewahrt ihre Heilkraft drei Jahre lang.

Ein auf einer Zuckerpflanzung in Natal angestellter Indier wurde von einer schwarzen Mamba gebissen. Als er zum Hause des Betriebsleiters gebracht wurde, war er bereits be-

Auf einer Farm im Fizilama-Wald in der Kap-Provinz wurde der Besitzer während des Pflügens von einer Puffotter in die Wade gebissen. Ohne einen Augenblick zu verlieren, lief er nach seinem etwas entfernten Hause, fand aber seine Frau nicht anwesend. Die Anstrengung hatte den Eintritt des Giftes in seinen Körper beschleunigt; infolgedessen drohten seine Geisteskkräfte ihn zu verlassen. Doch brachte er noch so viel Willenskraft auf, sich selbst eine

Serumeinspritzung zu geben, und legte sich hierauf zu Bette, da sein Augenlicht versagte und eine tiefe Schlafsucht sich seiner bemächtigte. Als seine Frau einige Zeit hierauf heimkehrte, war sie nicht wenig erschrocken, ihren Mann bewußtlos auf dem Bette liegend zu finden. Während zweier Stunden lag dieser da wie ein Toter; dann kam er allmählich zu sich und konnte seiner Frau erklären, was vorgefallen. Am nächsten Tage war er wieder so weit hergestellt, daß er herumgehen konnte.

Einer leidigen Sache kann man oft auch eine

Heilung der Fallsucht eintrat, so konnte doch stets ein Nachlassen der Heftigkeit der Anfälle festgestellt werden. Auch bei anderen Nervenkrankheiten wurde Besserung und Heilung beobachtet.

Schlangenhändiger bedienen sich mit Vorliebe der Kobra wegen der auffälligen Erscheinung dieser Schlange und wegen der Rolle, die sie in der Göttergeschichte der Hindus spielt. Manche dieser Giftschlangen sind ihrer gefährlichen Fangzähne beraubt; anderen sind die Lippen teilweise vernäht; wieder andere sind im Besitz



Freunde.

gute Seite abgewinnen. So kam man darauf, daß Schlangengift ein gutes Heilmittel gegen gewisse Nervenkrankungen sei. Vor einigen Jahren wurde ein Holzhauer in Kanada, der an Fallsucht litt, von einer Klapperschlange gebissen. Von den Wirkungen des Giftbisses erholte er sich, und merkwürdigerweise hörten auch die epileptischen Anfälle auf. Dieser und ein ähnlicher Fall in Südafrika veranlaßte das Studium dieser Frage mit dem Ergebnisse, daß Schlangengift in winzigen Gaben von heilsamer Einwirkung auf das Nervensystem befunden wurde. Wenn auch nicht in allen Fällen, da Schlangengift eingespritzt wurde, vollständige

ihrer Giftzähne belassen. Es ist wohl möglich, daß der eine oder andere Schlangenhändler infolge wiederholter Bisse gegen das Gift unempfindlich geworden ist. Eine geheimnisvolle Sache bei der sogenannten Schlangenschwörung ist die anscheinende Vorliebe der Schlangen für Musik. Nun stellt aber die wissenschaftliche Untersuchung fest, daß diese Kriechtiere ungefähr taub sind. In den meisten Fällen ist das Schwingen der Schlangen nach dem Takte der Musik dem Schaukeln des Körpers des „Beschwörers“ angepaßt, das somit aufhört, wenn dieser zur Ruhe kommt.

## Der Sohn des Freimaurers.

Von Anna Kayser.\*

(Fortsetzung.)

Manche genußreiche Stunde verlebten die Freunde in den nächsten Tagen auf ihren Wanderungen durch die Ewige Stadt, auf den Straßen und Plätzen über und unter der Erde, die einst die ersten christlichen Helden gewandelt. Standen erschauernd unter den Bogen des gewaltigen Amphitheaters, das ihren letzten Kampf gesehen und ihr Blut getrunken hatte. Betrachteten mit unbeschreiblichen Gefühlen die letzten vermorschenden Reste der alten römischen Imperatoren- und Götterherrlichkeit.

Die weisevollste Stunde erlebten sie, als des erhabenen Pontifex segnende Rechte auf ihren Häuptern ruhte. Dieser Augenblick schien ihnen der Ritterschlag, der sie zu Kämpfern im großen Geistesringen weihte.

Als Herbert Abschied nahm, da hatte sein Geistesbaum bereits tiefe Wurzeln geschlagen im neuen Erdreich. Mochten nun neue Stürme mit neuer Gewalt kommen, ein Schwanken oder gar Entwurzeln konnte es mit Gottes Gnade nicht mehr geben.

Frau Mathilde Werner und Ruth saßen, mit Lesen und Handarbeit beschäftigt, auf der Altane, als ein Bote mit einem Telegramm eintrat. In Ruths Augen leuchtete es auf, als sie es auf der Tante Geheiß öffnete und las.

Es kam aus Genf und meldete: „Bin Donnerstag abend bei Euch. Herbert.“

In Frau Mathildens Augen stieg eine wehmütige Freude auf. Sie kannte ihren Sohn. Wie er von ihr gegangen, so würde er wiederkehren, gereifter und bereicherter, aber nicht verwandelt. Die knappen, aber vielverratenden Nachrichten von hier und dort hatten es ihr verraten. Und so würde seine Heimkehr neuen Kampf, stärkere Konflikte bedeuten.

Der Justizrat, als er hörte, daß sein Sohn heimkehren würde, atmete wie von einem Alp befreit auf. Halb hatte er schon befürchtet, daß er unterwegs in einem Kloster die Kutte nehmen würde.

Nun kam er heim. Was die nächste Zeit

bringen würde? Die Unruhe trieb ihn von einem Zimmer ins andere, bis es Zeit zum Abendzuge war.

Ruth richtete mit Bedacht alles zu einem festlichen Willkomm. Über ihrem Wesen lag der ernste Ausdruck herbem Überwindens. Für sich wünschte sie sich nichts mehr. Nur, daß er glücklich werde.

Und doch fieberte jeder Nerv in ihr, als der Zug heranbrauste und Herbert ausstieg. Sie hielt sich bescheiden zurück, bis er die Eltern begrüßt hatte.

Der Justizrat unterdrückte nur schwer seine Erregung, als Herbert ihm entgegentrat. Ein Blick traf den Sohn, der tausend Fragen und Vermutungen enthielt.

Bald aber legte sich düstere Resignation auf seine Züge. So wie Herbert sieht keiner aus, der an den Tafeln des Lebens satt geworden ist.

Ruth und Herbert drückten sich ohne Worte die Hände. Ruth dachte, daß er ein Mann geworden sei und viel um sich und in sich gelauscht und nirgend daheim gewesen war. Er sah sie mit langem Blicke an. Der unterdes in diesem Antlitz gemeißelt hatte, der hatte edle Linien gezogen, durchfuhr es ihn. Herbert fühlte ein tiefes Mitleid mit dem Vater, der so schwer an ihm litt.

Der Abend verlief trotz allem gemüthlich. Herbert wußte fesselnd zu erzählen von seinen Reisen und Erlebnissen in den Zentren Europas. Als er begeistert von seinem langen Aufenthalte in Rom und besonders im Germanikum berichtete, da flammte es düster auf in des Justizrates Augen. Mit seinem Interesse war es vorbei. Er sprach kein Wort mehr. Für ihn war jede Hoffnung dahin. Sein Sohn Klosterkloster, wochenlang, — da wäre ja jedes Hoffen Torheit.

So trennte man sich bald und ging zur Ruhe. Am andern Tage legte Herbert einige Hefte in die Hände seiner Mutter, — seine Tagebücher, in denen er die Erlebnisse und Eindrücke aus seiner „Bummelzeit“ verewigt hatte.

\* Druck und Verlag der Bonifatius-Druckerei in Paderborn.

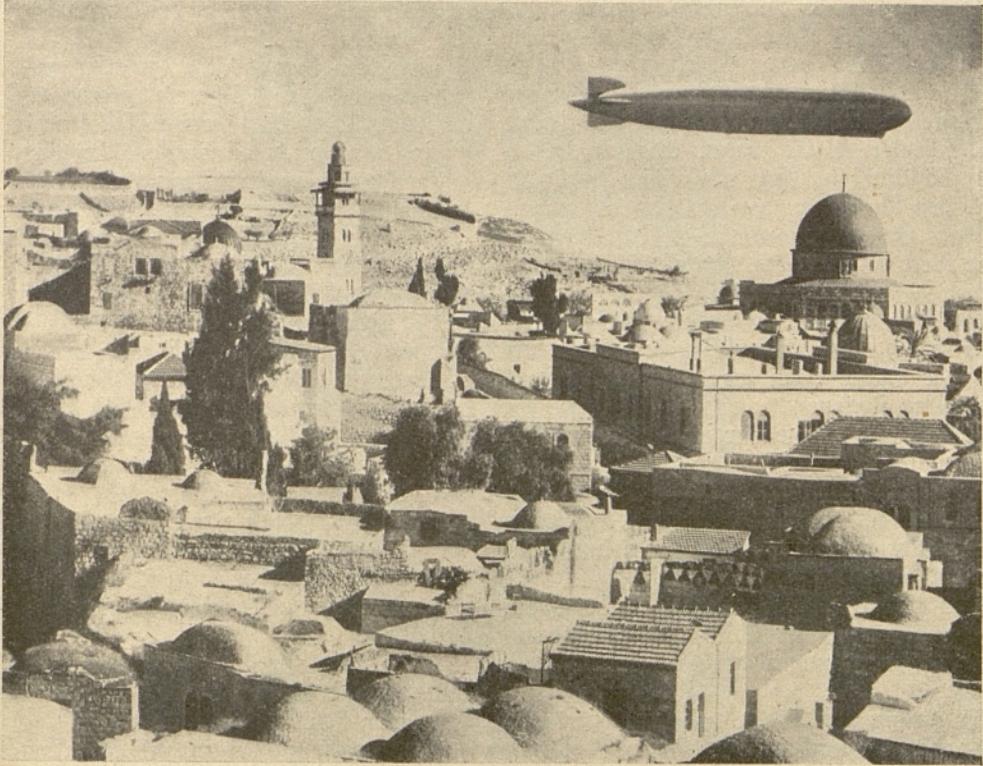
„Gib sie auch dem Vater und Ruth“, sagte er.

Justizrat Werner mochte bald Einblick in seines Sohnes Aufzeichnungen erhalten haben. Er wurde plötzlich wieder von einer Kälte, die an Feindseligkeit grenzte und Herbert tief schmerzte. Nur bei den Mahlzeiten ließ er sich sehen, sonst war ihm sein Sohn ein Fremder.

„Vater, ich möchte morgen abreisen. Willst du mir nicht ein gutes Wort mitgeben?“

„Wozu nun dieses nochmals wieder?“ kam's finster zurück. „Erspare es doch dir und mir. Ich denke, wir wissen ohnehin, wie wir miteinander stehen.“

Er schrieb weiter, sah auch nicht auf, als Herbert ihm die Hand hinstreckte. Aber



Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ über Jerusalem. (Atlantic.)

Herbert hatte mittlerweile die Verhandlungen mit dem Missionshause wegen seiner Aufnahme beendet.

Am Tage vor seiner Abreise ging er noch einmal zum Vater.

Werner schaute nicht von der Arbeit auf, als er eintrat. Herbert blieb neben dem Schreibtisch stehen und wartete einige Augenblicke.

„Vater!“

„Alle Liebe, deren er fähig war, legte er in dieses eine Wort.“

die Hand, die die Feder führte, zitterte.

Da fiel es noch einmal, das Wort, das er so unsagbar liebte:

„Vater!“

Ein beschwörendes Bitten lag in dem Wort, daß er zusammenzuckte. Aber jetzt nur nicht schwach werden, sollte er nicht alle seine Grundsätze preisgeben. Und so verriet nichts als die krampfartige Spannung seiner Gesichtsmuskeln, wie mächtig es in ihm arbeitete. Es war, als habe er vergessen, daß sein Sohn bei ihm sei — zum letzten Male.

„So leb wohl, lieber Vater, . . . und verzeihe mir!“

Ein zerspringender Ton lag in Herberts Stimme. Er wollte auf den Vater zu, aber ein Blick in seine steinernen Züge — und seine Arme sanken herab.

Er wollte noch ein Wort sagen, aber die Stimme versagte ihm.

Ein letzter, langer Blick — und er ging unsicheren Schrittes zur Thür. Dort blieb er noch ein paar Augenblicke stehen und wartete, ob die Vaterliebe nicht doch noch ein Wort fände.

Kein Laut, keine Bewegung. Wie ein gemeißeltes Steinbild saß der strenge Mann am Schreibtisch. Es waren Augenblicke, da das Schicksal, in Erz und Eisen gegürtet, nach den Menschen greift und sie seinem ehernen Gesetze unterwirft.

Herbert atmete noch einmal auf, tief und schwer — und ging.

Da kam auch Leben in die Gestalt am Schreibtisch. Die Feder fiel dem Justizrat aus der Hand. Ihm war, als wollte sein Herzschlag stocken.

Fort? Sein Sohn war fort? Für immer? Alles vorbei — —?!

Mit angehaltenem Atem lauschte er dem Schritt nach, der langsam verhallte. Immer noch blickte er starr nach der Thür, durch die Herbert gegangen war.

Nun war alles still, totenstill. Nichts hörte er als das monotone Ticken der Uhr und die gedämpften Stimmen der Mägde aus der Küche.

Er sprang auf. Es drängte und zerrte an ihm, Herbert nachzueilen, ihn zu halten, ihm einmal noch in die Augen zu sehen, ein einzigesmal noch das ewig geliebte Wort „Vater“ von ihm zu hören, ehe er von ihm ginge in eine fremde, feindliche Welt.

Bald aber sank der gestraffte Körper in sich zusammen. Es war unmöglich. So handelt ein Mann nicht und ein Werner erst recht nicht.

Die Würfel waren gefallen. Mochte jeder seines Weges gehen. —

Für Herbert kam die letzte Nacht im Elternhause. Als ein vom eigenen Vater Verbannter, als Fremdling betrat er zum letzten Male sein Zimmer. Lange schaute er auf sein Kreuzbild, ob der, der so wund und todverlassen dahing, nicht einen Trost für

ihn habe. Er konnte den Blick nicht von dem von Gott und Menschen Geächteten losreißen. Er hielt ihn fest, der dornengekrönte König des Herzeleides. Herbert war es, als bekäme das Dulderantlitz Leben, und als flüsterte ihm der leichtgeöffnete Mund dieselben Worte voll Licht und Kraft zu, die er ihm einmal in einer Entscheidungsstunde durch einen geistigen Freund hatte sagen lassen:

„Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht im Finstern!“

Ein Strom von Ruhe kam ihm aus diesem Worte. Sein Schmerz wurde milder, weil von übernatürlichem Lichte verklärt. —

Er konnte nicht einschlafen. Er hörte den Vater in seinem Arbeitszimmer, das unter dem seinen lag, unruhig auf und ab gehen.

Es wurde Mitternacht. Herbert lauschte auf jedes Geräusch. Unten schaltete der Vater das Licht aus. Dann ein Knarren in den Treppen. Ob der Vater wohl Ruhe finden würde in dieser Nacht, der letzten unter einem Dache mit seinem Sohne?

Herbert zuckte zusammen. Ein leises Geräusch von der Thür und ein saches Tasten ließ ihn alle Sinne anspannen. Ein leiser Luftzug hatte ihn berührt. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß jemand bei ihm im Zimmer sei, konnte aber in der tiefen Dunkelheit nichts gewahren. Er schloß die Augen und versuchte ruhig zu atmen, als ob er schlief.

Wieder ein Geräusch wie von vorsichtig tastenden Tritten. Herbert strömte alles Blut zum Herzen. Der Vater —?

Raum vermochte er sich still zu halten. Ein schweres, mühsam beherrschtes Atmen gab ihm die Gewißheit: Sein Vater war bei ihm, so nahe bei ihm, daß er die Arme hätte um seinen Hals legen können. Festig durchzuckte es ihn, es zu tun. Aber er lag wie von einem Bann gehalten, unfähig, sich zu rühren. Es waren Augenblicke, wo die Zeit den Atem anhält und dem großen Geschehen der Sekunden lauscht.

Herbert fühlte einen Lichtschein über sein Gesicht gleiten. Ob der Mond Erbarmen mit dem Manne hatte, der sich wie ein nächtlicher Dieb einen einzigen Anblick seines Sohnes stehlen wollte? Eine heiße Welle stieg Herbert bis zum Halse. Er fühlte, lange würde er sich nicht mehr halten können.

Da hörte er den Vater heimlich, wie er gekommen, wieder aus dem Zimmer schleichen. Gespannt wartete er, bis drüben die Türe seiner Schlafkammer leise knirschte. Dann machte er Licht. Sein Blut stürmte, sein Herz hämmerte. Welch rätselhafte Abgründe waren doch im Herzen seines Vaters!

Mit offenen Augen lag Herbert noch lange wach. Eine leise Hoffnung stieg in ihm auf. Wäre nur erst Morgen, daß er noch einmal zum Vater könnte! Er würde den am Morgen nicht mehr verleugnen, zu dem die Vaterliebe ihn wie einen Dieb bei Mitternacht getrieben hatte.



Ein Jugendbildnis des Königs Alfons XIII. von Spanien. (Atlantic.)

Am 14. April 1931 wurde in Spanien die Republik ausgerufen. König Alfons hat sich nach England begeben, ohne jedoch auf den Thron zu verzichten.

Zur tiefen Mitternacht war er gekommen, einmal noch seinen Sohn zu sehen, den er vor Stunden wie einen Entarteten von sich gewiesen hatte. Hatte der Vater sein Kind gesucht, das der Fremde . . . — Herbert dachte das schreckliche Wort nicht aus — verstoßen mußte?

Ohne daß Herbert es merkte, hatte der Schlaf ihn bezwungen. Als er die Augen aufschlug, schaute schon der helle Tag durchs Fenster. Das letzte Erwachen im Elternhause. Wehmut wollte ihn überkommen, aber er verschloß jeder Rührseligkeit Tür und Tor.

Nach einer Viertelstunde kniete er in der Klosterkirche, wo eben das heilige Opfer begann. Das letzte Opfer in der Heimatkirche!

Als der Priester die Patene erhob, da legte Herbert ein ganzes Opfer darauf. Was er dafür wiederempfang, war unendlich größer — es war der Friede.

In Spannung erwartete er den Vater zum Frühstück. Er kam nicht. Das Mädchen meldete, daß der Herr Justizrat bereits in der Frühe in einer dringenden geschäftlichen Angelegenheit abberufen worden sei.

Herbert fühlte einen scharfen Schmerz. Diese Enttäuschung war bitterer als all die anderen. Was hatte er sich nicht alles erdacht, dem Vater zu sagen! Und nun —!

Er stand bald auf und ging in den Park, um Abschied zu nehmen von den Stätten der Erinnerung.

Er ging bis an den See. Still lag die Flut, die ihn und Ruth so manchesmal im Lenz in der blauweißen Gondel getragen. Dann war ein ernster Sommer gekommen, und mit ihm war ein Starker ans Steuer getreten und hatte anderen Wassern zugeleitet.

Gesesselt und einsam lag das zierliche Fahrzeug am Ufer. Ruth hatte es vergessen.

Langsam ging er zurück durch die Akazienallee, die auf dem Springbrunnen mündete. Da sah er Ruth von der anderen Seite aus dem Wintergarten kommen. Sie erschrak und wollte umkehren. Sie hatte ihn auf seinem Zimmer vermutet und war eine Weile hinausgeschlüchtet, weil ihr die Wände zu eng wurden in diesen letzten Stunden.

„Ruth!“ rief Herbert gedämpft. „Warum willst du fort? Bin ich dir bereits so fremd geworden?“

Er sagte es lächelnd, obchon ihm Ruths Erregtheit nicht entging.

„Ich fürchtete dich zu stören. Zu solcher Stunde, glaube ich, ist man lieber mit sich allein.“

„Wenn es Fremde sind! Aber das sind wir uns doch nicht.“

Sie blieben am Springbrunnen stehen. Sorgloser Kinderstunden mochten sie gedenken, da sie auf dem steinernen Rande saßen und die munteren Fischlein fütterten. Dann

hatten die plätschernden Wasser ihnen Wundergeschichten erzählt von lichten Wasserseen und fernem Ländern und Menschen.

Sie gingen weiter zum alten Kirschbaum, der in einer Rotdornhecke von einer langen, blühenden Vergangenheit träumte. In seinem breiten Geäst hatte Herbert als Knabe seinen Thron gehabt. Ruth unten in ihrer Hängematte repräsentierte den Hofstaat und ließ sich munter alle Herrscherallüren des jungen Königs gefallen.

„Weißt du noch, Ruth, wie du hier einmal bitterlich weinend sahest, ein totes Drosselkind im Schoße, das beim ersten Flugversuch verunglückt war? Und wie wir die kleine Tote nachher begruben unter dem Trauergeläute unserer Tischglocke? Und das Kreuzchen, das du auf das Grab stecktest, — der Herrgott wird es uns lächelnd verzeihen haben.“

„Aber nicht unsere gute alte Lisa. Mir ist, als sähe ich sie noch als zürnenden Geist herbeistürzen und das Kreuzchen vom Hügel reißen. Abends mußte ich ein Extra-Vater unser beten, daß der liebe Gott uns unsere schlimme Spötterei verzeihen möge“, entgegnete Ruth, nun auch lächelnd.

„Die treue Seele! Ist auch ein Stück Heimat!“

„Weißt du auch, daß sie gestern schon rotgeweinte Augen hatte und einen Pfalter um den anderen betet, daß die argen Schelme im schwarzen Heidenland ihren jungen Herrn nicht auffressen?“

„Ist das wahr? Dann muß ich mich aber noch ganz besonders von unserem Hiftörchen verabschieden.“

Langsam gingen sie durch die Grotten und Blumenbeete dem Hause zu. Von jedem Busch und Baum und Strauch, von jedem Vogellied und -nest nahm Herbert stummen Abschied.

Ruth war zumute, als gäbe es nun kein Blumenblühen und Nachtigallenschlagen mehr an diesen Plätzen, die unter der Fülle der Erinnerungen seufzten.

Dann gingen sie ins Haus. Herbert nahm allen Mut zusammen und ging noch einmal zum Zimmer des Vaters. Vielleicht war er mittlerweile zurückgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

# Bücherbesprechungen.

Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstr. 18.

**Die neue Jugend.** Lebensgeschichte des Pier Giorgio Frassati. Nach persönlichen Zeugnissen gezeichnet von Don A. Coiazzi. Deutsch von Helene Moser. Ottav, 320 Seiten, 23 Tiefdruckbilder, Halbleder Mk. 5.—, Frk. 6.25, S 8.31.

„... Als ich vor einigen Jahren das Bild Pier Giorgio Frassatis in einer Familie sah — ich wußte noch nichts von ihm und die Leute noch nichts von seiner providentiellen Sendung — da fiel mir etwas Faszinierendes auf. Aus diesem prachtvollen Profil und diesen klaren, offenen Augen leuchtet eine große Seele. Man nannte mir seinen Namen und erzählte von ihm mit Bewunderung. Er hatte nämlich eine Zeitlang bei der Familie gewohnt, um deutsch zu lernen. An der „Caritas“ (Caritaszentrale, Freiburg) — das ist bezeichnend — könnte ich mehr von ihm erfahren. Heute liegt seine Lebensbeschreibung vor. Die katholische Jugend Italiens steht in seinem Banne. Die Besten nennen ihn ihren Führer. Sie finden in ihm das Ideal verkörpert, das sie selber verwirklichen möchten. Weil man ihn nachahmen kann, nicht nur bewundern. Weil er natürlich und lebensfrisch, kraftvoll gesund an Leib und Seele, aufgeschlossen für alles Schöne in Natur, Kunst und Religion, ein begeisterter Alpinist und ein Held der Nächstenliebe, ein wahrer Mensch in seinem Verkehr mit Menschen, mit seiner Familie, Freunden und Freundinnen, dabei von männlicher Frömmigkeit, gütig und wahrhaft, gemütsstief in der Empfindung und stark im Überwinden als junger Lebenskämpfer war. Ein Jugendheiliger im modernen, vollmenschlichen Sinn.

Seine trefflich geschriebene Biographie, in Italien schon in mehrfachen Auflagen verbreitet, erscheint hier für die deutsche Jugend. Sie schätzte und liebte er fast wie seine eigenen Kommilitonen, aus persönlichem Umgang. Das Buch verspricht eine tiefe Wirkung.“

**Marianisches Offizium.** Übersetzt und herausgegeben von Otto Karrer. Bilder von Professor Gebhard Fugel. 16° (160 Seiten Text und 13 Bilder in Kupfertiefdruck). In Leinen Mk. 3.40, S 5.65, Frk. 4.25.

So ein wundervolles, ich möchte sagen appetitliches Gebetbüchlein hab' ich meiner Lebtag noch nie in Händen gehabt. Wenn man damit das „Marianum“ vor zwanzig, dreißig Jahren vergleicht, wela ein Unterschied! Wir Alten hatten es zwar trotz seiner Einfachheit und Nüchternheit, trotz der holprigen Übersetzung und unverständlichen Ausdrücke, trotz des schlichten Gewandes sehr lieb, aber so verwöhnt wie die heutige Generation der frommen Beter wurden wir nicht. Kann aber etwas zu reich, zu schön, zu einladend sein, wenn es zur Förderung der Liebe Unserer Lieben Frau gehört?

Dieses „Marianum“ ist hand- und mundgerecht, wohlthuend fürs Auge, Labsal fürs Gemüt. Auch Männer werden es gerne bei sich tragen, weil es weder behindert noch auffällt.

Die Übersetzung klingt wirklich deutsch. Druck und Ausstattung sind so wie man sie wünscht. Abteilungsstriche zum gemeinsamen Beten sind vorgegeben, was besonders Genossenschaften, marianische Kongregationen und liturgische Zirkel begrüßen werden, die nicht lateinisch, sondern deutsch beten (Stephans-Breviergemeinden!). In der Einleitung findet sich neben einem kurzen geschichtlichen Überblick sogar ein gut begründeter Appell an die Laien, es lieber deutsch zu beten als lateinisch, um die Innigkeit und das Verständnis dadurch zu heben. Dem Verlag gratuliere ich zu dieser praktischen Neuerungseimung, weil sie wie kaum etwas anderes für „Ars sacra“ Werbedienste leisten wird.

**Die Heimat des Heiligen Geistes.** Ein Heilig-Geist-Büchlein von A. Obendorfer. 12° (32 Seiten Text und 8 Kupfertiefdruckbilder). Preis Mk. —40, S —65, Frk. —50.

Dieses Schriftchen handelt von der Heimat des Heiligen Geistes. Er wohnt in den Tiefen der Gottheit als die ewige Liebe des Vaters und des Sohnes. Eine weitere Heimat ist die ganze Gotteschöpfung, wo er schafft und wirkt und alles so schön gestaltet, daß der Psalmist darüber herrliche Loblieder singt. Er wohnt dann in der katholischen Kirche, wo wir seine Worte haben in den Heiligen Schriften des Alten und Neuen Bundes und seine Werte leben in der Heiligung und wunderbaren Leistung der Kirche. Eine Heimat Gottes des Heiligen Geistes ist dann auch unser Menschenherz, in dem er wohnt durch die heiligmachende Gnade, die uns gegeben und vermehrt wird in den heiligen Sakramenten. In das Menschenherz bringt er mit der heiligmachenden Gnade auch seine sieben Gaben, die in der Seele sind und wirken, wie die Segel in einer Barke. Es geht mit ihnen rascher voran, man ist empfänglicher für die göttlichen Einwirkungen. Dies alles schildert das Büchlein in leichtverständlichen Worten und in schönen Anwendungen auf das menschliche Leben. Möge durch dasselbe der Gottesgeist noch mehr bekannt werden bei unserem katholischen Volke und das Schriftchen namentlich zur Zeit der Pfingstnovene die weiteste Verbreitung finden!

**Frohes Kreuztragen.** Von Stadtpfarrer Karl Bild. 8° (224 Seiten Text und 13 Kupfertiefdruckbilder). Geschenkband Mk. 3.50, S 5.85, Frk. 4.45.

Es ist viel Kreuz in Familien und Einzelleben, äußeres und seelisches, sichtbares und noch mehr unsichtbares. Es täglich zu tragen, ist eine Notwendigkeit. Es gut zu tragen, erfordert eine tiefe Einsicht und eine Kraft zugleich, deren Ursprünge in einem heiligen Quellland liegen, in der Religion.

Der Verfasser konnte aus eigener Erfahrung davon reden. Er hat es vorgezogen, es nur indirekt zu tun, indem er dasjenige sammelte, was er in langer, eigener Erfahrung als das Wert-

vollste erkannte zur Überwindung des Schweren. Mit Recht. Was vom Leiden und von seiner Überwindung zu sagen ist, beruht auf alter Menschheitserfahrung, am meisten auf den tief erfassten ewigen Wahrheiten des Glaubens. Auf glänzende, geistreiche Gedanken kommt es dabei nicht an — das könnte nur versagen in dieser Sache. Der Mensch im Leiden will sachlichen Trost, will kernige Wahrheit, auf die er sich verlassen kann.

**Der kleine Guido.** Den Kindern erzählt von Otto Theodor Müller (128 Seiten Text und 12 Bilder in Kupferdruck). Kartonierte Mt. 2.—, S. 3,35, Frk. 2,50.

„Das ist wie ein frischer Windhauch“, sagte Papst Pius XI., als er die vorliegende Lebensbeschreibung las. In der Tat, ein erquickendes Büchlein, mit dem recht viele Eltern und Erzieher ihre Kinder, besonders Knaben von sechs bis zehn Jahren beschenken möchten. Kein Abenteuerroman — die getreue, packend erzählte Schilderung eines geliebten Kinderlebens, knüpft es auch an die Vorstellungswelt der Kleinen an, um ihnen die religiösen Erziehungswerte zu vermitteln, die ihrem Verständnis angepaßt sind. Guido hat die gewöhnlichen Fehler, aber auch ungewöhnliche Vorzüge eines temperamentvollen Jungen. Eines Jungen, der das Zeug zum Heiligen hat. Er

sagt: „Ich will“ und „ich will nicht“, aber er kann auch von sich sagen: „Ich habe nie gelogen“. Er hat alles gern, was sich bewegt und fliegt: Insekten, Kasperltheater, Maschinen — aber wenn er groß wird, will er sein eigenes Flugzeug konstruieren für die Missionen. Er liebt Kinderspiele und gerät in Streit mit seinem Bruder — aber in Zorn gibt er dem jüngeren Markus eine Ohrfeige statt ihrer zwei: „wegen der Kommunion“, weil er an Jesus denkt. „Messe spielen“ will er nicht, denn „das wäre ja alles nicht echt“ — aber Priester werden möchte er. Rührend, das Reifen dieses Gotteskinds zu sehen; besonders in der Vorbereitung auf die erste Kommunion und von da an immer. Seinem göttlichen Freund zuliebe bringt er gerne die kleinen Opfer der Selbstbeherrschung: „Kosenblätter“ zu seiner Freude. Nach der Kommunion spricht nicht er zu Jesus, sondern „ich höre ihm zu und freue mich seiner“. Er ist zerstreut in der Schule gewesen, weil er an viel schönere Dinge dachte — in der Krankheit greift er seinen kindlichen Irrtum und opfert seine Schmerzen zur Sühne auf. Und schließlich, weil Gott ihn ruft, verzichtet er auf sein liebstes Ideal auf Erden. „Denn Jesus und ich, wir verstehen uns immer.“ Das sind einige Züge aus dem Leben eines Knaben, der in anderen katholischen Ländern schon der Liebling der Kinderwelt geworden ist.

## Verlag Buhon & Bercker in Revelaer, Rheinland.

„Die seligen Märtyrer von Uganda“, von Joh. Bohmüller. Kartonierte Mt. —50.

Dieses Büchlein ist seinem Inhalt nach sehr geeignet, die katholische Jugend für den Missionsgedanken zu begeistern und in ihr Opfergegnung für die Zwecke der katholischen Missionen zu wecken.

Der Verfasser, ein erfahrener Pädagoge, hat es verstanden, in dem vorliegenden Bändchen einen dramatisch bewegten und zugleich tief ergreifenden Stoff in lebendiger, würdiger und doch kindertümlicher Sprache darzustellen. Priester, Lehrer und Eltern sollten es sich nicht entgehen lassen, dieses Bändchen mit den Kindern in der Schule oder zu Hause zu lesen.

## Verlag Eucharistischer Völkerbund, Wien, IX., Canisiusgasse 23.

**Eine Kindesseele.** Guido von Fontgalland 1913—1925. Neuaufgabe des Büchleins „Vitus“. (11. bis 15. Tausend.) Neuübertragen nach dem 135. Tausend der französischen Ausgabe von Josef Funke, S. J. (80 Seiten). Kart. Schutzumschlag mit Guidos Bild und Illustrationen. S —90, Mt. —60, Kk. 4,50, Schm. Frk. 65. 1931.

Der kleine Guido hat sich in den sechs Jahren seit seinem Tode auch die Herzen der deutschen Kinder und Jugendlichen im Sturm erobert.

Daß er neben den Anlagen zu hoher Heiligkeit auch Fehler und Schwächen besaß, stört durchaus nicht die Liebeshwürdigkeit seines Bildes, dürfte vielmehr für die jungen Leser Ermutigung sein, das hohe Tugendbeispiel des bequaden Kindes um so eifriger nachzuahmen. Unter den bisher in deutscher Sprache erschienenen Lebensbeschreibungen ist dieses schmucke Büchlein bei so tiefem Preis wohl die reichhaltigste. Möge es wie die erste Auflage dem kleinen Guido viele Freunde und Nachahmer werben, vor allem unter den Erstkommunikanten.

Er ist schon da! — Der lustige Zwergen-Kalender für 1932 ist erschienen! Das ist ein Ereignis für jung und alt. Dieses lustige Büchlein, das ein teures Bilderbuch ersetzt, zum Malen und Zeichnen anregt, und obendrein verlassenen Kindern den vollen Reinertrag zukommen läßt, verdient die große Verbreitung voll auf, die es weit über die Grenzen hinaus gefunden hat. Nur so kann ja bei dem beispiellos niedrigen Betrag

von 35 g für das reich illustrierte, in Farbenumschlag prangende, originelle Jugendbuch ein Ertrag zustande kommen. Wir freuen uns, daß auch im Ausland — Norddeutschland allein bezog 25.000 Stück — die lustigen Zwerge so freundliche Aufnahme fanden. Da darf das Heimatland nicht zurückbleiben.

Der Kalender ist erhältlich beim „Seraphischen Liebeswerk“, Linz a. d. D., Rudigierstraße 8.